Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 23 (1955)
Heft: 10

Artikel: Entlassung aus der Marine unter ehrenhaften Bedingungen
Autor: Barr, James
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-570668

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeichnung von Rico, Zürich

Entlassung aus der Marine unter ehrenhaften Bedingungen

von

James Barr

James Barr, mit seinem bürgerlichen Namen James Fugaté, lebt in einer kleinen Stadt im Staate Kansas. Als James Fugaté hat er während zweier Kriege fünf Jahre als Matrose und Offizier in der amerikanischen Marine gedient. In diesem Beitrag schildert er die qualvolle Lage eines gleichgeschlechtlichen Menschen, der vom Räderwerk eines der drei Heeresteile erfasst wurde. Alle Untersuchungen und Behauptungen gründeten sich a u s s c h l i e s s l i c h auf die Tatsache, dass er unter dem Namen James Barr den Roman «Quatrefoil» und den Novellenband «Derricks» geschrieben hatte, zwei Bücher, die sich mit dem Problem der Homosexualität beschäftigen.

Wie im Falle des Beitrags von Norman Mailer im Juniheft, hält der KREIS auch diesen Beitrag für so wichtig, dass er ihn in deutscher Uebersetzung bringt. Das amerikanische Original erschien im dritten Heft der ‚Mattachine Review', der wir für die Erlaubnis zur Uebersetzung dankbar sind. DER KREIS.

«Leutnant», frug der Marine-Intelligenzoffizier, der hinter seinem Schreibtisch sass und ein Exemplar des Romans mit dem Titel «Quatrefoil» in der Hand hielt, «wer ist James Barr?»

«Ich bin James Barr, Sir,» antwortete ich. Mit diesen Worten liess ich, wie man Hunde von der Leine loslässt, die Untersuchungsbehörden der ONI und FBI zu einer Jagd los, die acht Monate dauern sollte. (ONI = Office of Naval Intelligence — mehr oder weniger die Geheimpolizei der amerikanischen Marine. FBI = Federal Bureau of Investigation, entsprechende Einrichtung für die Untersuchung von Zivilisten, arbeitet Hand in Hand mit der erstgenannten. Beiden Einrichtungen gegenüber macht sich in Amerika ein steigendes Misstrauen bemerkbar.) Diese Jagd, deren Objekt ich war, sollte der grösste Albdruck meines bisherigen Lebens werden. Sie spielte sich während des Koreakonflikts auf einem überseeischen Marinestützpunkt ab.

«Dann», sagte der Offizier, indem er das Buch auf den Schreibtisch warf, «sind Sie für die amerikanische Marine nicht mehr länger zu gebrauchen. Sie können ein Marinestrafverfahren, eine ehrlose Entlassung und vielleicht noch dazu eine Gefängnisstrafe erwarten — falls wir beweisen können, wessen wir Sie auf Grund des Inhalts dieses Buches verdächtigen.» Er stand auf. «Im Nebenzimmer warten zwei Intelligenzoffiziere, um Sie zu verhören.»

An diesem Punkt, hat man mir gesagt, bricht der angeklagte homosexuelle Uniformträger am wahrscheinlichsten zusammen. Dieser erste Angriff, wenn auch keine Ueberraschung (denn jeder Homosexuelle, der genügend intelligent ist, um in der Uniform zu stecken, kennt nur allzu genau die möglichen, äusserst harten Konsequenzen seiner Lage) bildet den Höhepunkt zahlloser Stunden nervenzerreissenden Nachdenkens über seine eigene Lage. Innerhalb der nächsten wenigen Stunden, oft nur Minuten, wird gewöhnlich ein volles Geständnis aus dem Gleichgeschlechtlichen herausgeholt, das so viele Namen und Anschriften enthält, wie sie der Mann nur irgend geben kann, bis er sich dann stillschweigend bereit erklärt, jede Art von Strafe anzunehmen, die ihm seine Ausfrager anbieten. So verläuft dieser Vorgang gewöhnlich, denn er ist ja auf Gnade und Barmherzigkeit «Fachleuten» ausgeliefert — Männern, die dafür ausgebildet wurden, seine Art mit einem Mindestaufwand von Zeit und Anstrengung zur Strecke zu bringen. Diese «Fachleute» kennen den sichersten Weg, seine grössten Aengste zu wecken, seine Scham, seine Furcht vor sich selbst, sein Entsetzen, die eigene Familie und die Freunde der Lächerlichkeit preisgegeben zu haben. Alles ist so angeordnet, dass es ihm genau so geht wie dem sprichwörtlichen Schneeball in der Hölle. Später werden sich dann seine Inquisitoren in der Bar der Offiziersmesse zu ein paar «drinks» zusammenfinden, ein paar witzige Kommentare über den neuesten «Fall» werden ausgetauscht werden, und er selbst wird ein Mitglied jener Heere von Ausgestossenen geworden sein, denen die Gesellschaft nur deshalb weiter zu leben erlaubt, weil sie sich bis jetzt noch nicht an den Gedanken gewöhnen kann, sogenannte «Degenerierte» auf dem Gnadenwege umzubringen. Wenn die Wähler einmal den neo-faschistischen Einflüsterungen ihrer reaktionären Führer folgen, kann es eines Tages, vielleicht bald, einmal dazu kommen, dass man aus ihnen durch Gehirnoperationen, denen selbst in Fällen todeswürdiger Verbrechen die katholische Kirche die Berechtigung abspricht, Roboter macht — aber bis zum heutigen Tage sind ja amerikanische Konzentrationslager noch nicht offiziell dem Geschäftsverkehr übergeben worden, wenn auch zweifellos schon weitgehende Entwürfe dafür vorliegen.

Aber im Augenblick verläuft es wie oben geschildert. Es mag Unterschiede geben, sie sind aber unbedeutend. Die erste Anklage genügt schon meist. Geringe Beweis-

mittel, direkt oder indirekt, bringen oft das notwendige Schuldbekenntnis, und die Strafe folgt auf dem Fusse. Seit dem zweiten Weltkrieg kann es vorkommen, dass in Fällen, wo der Angeklagte mit seinem besonderen «Grossen Bruder» Fussball gespielt hat, er vielleicht einem Armee-Gerichtsverfahren und einer Gefängnisstrafe bis zu zwanzig Jahren entkommt, aber seine Entlassungspapiere werden den Vermerk tragen: «Aus medizinischen Gründen» oder «Unerwünscht». Er ist ein Krebsschaden, den man aus dem gesunden Leib der Armee seines Volkes geschnitten hat. So beschreibt ihn die offizielle öffentliche Meinung. Es gibt keine mildernden Umstände für ihn, kein pro und contra in dieser Frage. Das Gesetz ist klar. Dass er ein Schütze von hervorragenden Fähigkeiten ist, dass er ein Radio- oder Radarfachmann ist, dass er überdurchschnittliches Organisationstalent hat oder fähig ist, hundert andere wichtige Stellungen mit beneidenswerter Leistung zu bekleiden, wird nicht in Rechnung gestellt. Die Armee zieht es vor, seinen Krieg für ihn zu kämpfen, ehe sie seine Hilfe und seine Teilnahme duldet. Er ist nicht würdig, eine Uniform tragen zu dürfen. Wenn er für sein Land sterben will, kann er es ja zuhause bei den Frauen und Kindern tun. «Dies hier, Mister, ist eine Männerangelegenheit.» Keine Kriegsschlagworte, keine Propagandatricks treffen auf den Homosexuellen zu.

Ich wusste um dies alles und um noch Schlimmeres, als ich mich während der Koreakrise als Reserveoffizier freiwillig zum aktiven Dienst zurückmeldete. Idealist und vielleicht Narr, der ich war, hielt ich es für meine Pflicht, mich freiwillig zu melden, damit vielleicht ein verheirateter Mann bei Frau und Kindern bleiben konnte oder vielleicht eine wichtige Stellung im zivilen Sektor nicht aufzugeben brauchte. Ich irrte mich aber. Mein Angebot, wenn auch zuerst angenommen, sollte nicht gewürdigt werden.

«Sie sind entweder verrückt», sagte mein Anwalt, «oder Sie haben einen riesengrossen Märtyrerkomplex, der Ihnen keine Ruhe lässt. Wenn «die» hören, dass Sie James Barr sind, werden sie Sie an den höchsten Baum des Landes hängen. Haben Sie schon vergessen, wie man Ihren Verleger wegen Ihres Pseudonyms, mit allen Mitteln unter Druck setzte, als Ihr erstes Buch auf dem Büchermarkt erschien?»

Ich hatte es keineswegs vergessen.

Von homosexuellen Freunden, von denen einige reich und gesellschaftlich ausgezeichnete Ziele für Erpressung bildeten, hörte ich: «Deine Handlungsweise kann nicht nur dich, sondern auch andere in Gefahr bringen. Du schuldest auch deinen Freunden etwas. Tue es nicht.»

Mein Psychiater, der mir geraten hatte, meinen ersten Roman als Schlüssel zur Lösung meiner damaligen Probleme zu schreiben, sagte mir nüchtern: «Natürlich kann ich Ihnen das notwendige Gesundheitszeugnis ausstellen, aber sind Sie auch sicher, dass dies Verlangen zur Marine zurückzugehen nicht vielleicht eine Art Ausweg bildet, auf dem Sie Ihrer bevorstehenden Heirat entkommen können?»

Er ist ein wesentlich gescheiterter Mann, als ich es bin, aber ich hoffe, dass er sich hier irrte.

Ellen, das Mädchen, das ich heiraten wollte, sagte: «Du weisst, dass Homosexualität eine Existenzform ist, der man ebenso gut entwachsen, wie man in sie hineinwachsen kann. Du weisst, dass die Episode vor vier Jahren hinter dir liegt. Du weisst, wie gross deine Fortschritte sind, und ich weiss es auch. Aber werden sie sich gegenüber etwas so Umfangreichem und für Feinheiten Unempfindlichem wie der Marine behaupten können? Wenn du schon absolut zurückwillst, lass uns zuerst heiraten. Kein Mensch auf Erden kann das Zeugnis einer Ehefrau in diesem Punkt widerlegen.»

Natürlich musste ich dies Anerbieten zurückweisen, ernstgemeint und selbstlos wie es war. Ich bin altmodisch. Ich glaube, jeder Mann soll seine eigenen Kämpfe selbst ausfechten, so weit er kann.

Der letzte Ratschlag kam von einem pensionierten Admiral, der sich mir in meinen vorhergehenden vier Jahren in der Marine als wertvoller Freund erwiesen hatte. «Nein, es ist kein guter Plan, trotz der Ehrenhaftigkeit Ihrer Absichten. Sie wissen es ja selbst; es gibt viele Männer mit Macht in der Armee, aber sie sind kleinlich und betrachten ihren Machtbereich als ihren privaten Polizeistaat. In ihren kleinen Bezirken können sie nahezu Gott im Himmel spielen. Mit Ihrem Stolz und Ihrer offenen Persönlichkeit kommt es früher oder später zu einem Zusammenstoss. Und wenn «die» erst einmal über diese Episode in Ihrer Vergangenheit Bescheid wissen, werden sie sie als Peitsche gebrauchen.» Seine Worte waren fast prophetisch.

An meinem dreissigsten Geburtstag kehrte ich in den aktiven Militärdienst zurück und wurde sofort zu einem Stützpunkt in Alaska gesandt.

Es ist schwierig für mich objektiv zu entscheiden, was für ein Offizier ich gewesen bin, aber ich glaube, dass ich so gut wie der Durchschnitt war, vielleicht ein bisschen besser. Ich hatte niemals Schwierigkeiten im Dienst oder mit meinen Mitarbeitern, aber nach Dienstschluss hätten meine eigenen Handlungen auf verschiedene Weise kritisiert werden können, wenn auch niemals auf Grund irgendeines sichtbaren oder nicht sichtbaren Benehmens meinerseits in Hinsicht auf geschlechtliche Dinge. Wie die meisten Homosexuellen bin ich von Natur aus introvertiert. Ich lehne billige Forderungen an mein Privatleben ab, besonders von Menschen, denen Kartenspielen als Endzweck des Lebens erscheint, die Klatsch einer anständigen Unterhaltung vorziehen und sich oft aus Langeweile oder Enttäuschung betrinken. Da der Hauptteil der Gesellschaft beim Militär so war, wie er war, ist es wohl kaum nötig zu sagen, dass ich meine eigene Gesellschaft der meisten andern vorzog, die mir der Stützpunkt bieten konnte. Das scheint aber bei der Armee als Sünde betrachtet zu werden, wo ja alles daraufhin zielt, alles und jedes über einen Leisten zu schlagen. Trotz der Gefahren, die darin lagen, dass ich mich abzuschliessen versuchte, verbrachte ich einen grossen Teil meiner Freizeit in meinen eigenen vier Wänden, schrieb oder las die zahllosen Bücher und Zeitschriften, die mich an jedem Posttag aus den Vereinigten Staaten und aus allen Teilen der Welt erreichten. Um der Marineverpflegung zu entgehen, die ruinös sein kann, fuhr ich gewöhnlich in ein fünf Meilen entferntes Dorf. Hier hatte ein früherer Küchenchef eines Sportklubs aus Los Angeles ein kleines Restaurant eröffnet, in dem ich abends gern ass. Der Besitzer hatte seine Kundschaft unter den Jagdbesitzern aus den Vereinigten Staaten und nutzten die Gegebenheiten des örtlichen Wildes und der Meeresfische aufs beste aus. Ausserdem hatte er einen vorzüglichen Weinkeller. Natürlich nahm man mir auch dies auf dem Stützpunkt übel. Aber trotz gefahrdrohender Anzeichen war das Leben so erfreulich, als es unter solchen Umständen sein konnte, und über alles hinaus hatte ich die Genugtuung, dass ich einen schwierigen Dienst zufriedenstellend leistete. Mir war es bewusst, dass ich einen wünschenswerten Beitrag zum gesellschaftlichen Neuaufbau meiner Zeit leistete.

Mein erster «Tauglichkeitsreport» war eine Quelle grossen Stolzes für mich. Diese «Reportkarte», die für alle Marineoffiziere in regelmässigen Abständen von ihren Vorgesetzten ausgefüllt werden muss, gab mir «überdurchschnittlich» und «hervorragend». Unter «Allgemeines» wurde ich wie folgt beschrieben: «Befähigt und bester Zusammenarbeit fähig, eine Freude, ihn in dieser Tätigkeit zu haben . . .» — kurz gesagt ein Tauglichkeitsreport, den jeder Offizier mit Stolz gegengezeichnet haben würde. Er trug die Unterschrift eines Kapitäns aus Annapolis, der Marineakademie-

stadt, eines Mannes, der wegen seiner aussergewöhnlichen Fähigkeiten unter seinen Kameraden bekannt war.

Einen Monat später wurde auf dem Papier meine Tätigkeit vom Distrikt zum Stützpunkt verlegt. Wie üblich füllte mein neuer Vorgesetzter einen neuen Tauglichkeitsreport aus. Er war ein altes Schlachtross von Kommandeur, mit fast 30 Jahren aktiver Dienstzeit. Da ich schon früher mit ihm zusammen gearbeitet hatte, und er mich ziemlich gut kannte, war der neue Report fast identisch mit dem ersten. Das gab mir zwei gute Reports als Gegengewicht zu dem, was eine Woche später passierte, als das Marine-Intelligenzbüro herausbekam, dass ich der Verfasser zweier Bücher war, in denen die homosexuelle Frage behandelt wurde. Auf Befehl des Vollziehungsoffiziers des Stützpunktes wurde ein neuer Tauglichkeitsreport gemacht. In denselben Rubriken — Reaktion in Gefahr, Fähigkeit eine Einheit zu führen, Uebersicht, Perspektive, Treue etc. — in denen mich vor nur einer Woche zwei erfahrene Marineoffiziere so hoch beurteilt hatten, schilderte mich nun ein Reserveoffizierskamerad als «genügend» bis «nicht genügend» und unter «Allgemeines» fand sich jetzt: «Der in Frage stehende Offizier ist völlig unzufriedenstellend. Disziplinarverfahren nach völliger Untersuchung empfohlen». Die Geschichte war klar. Als heterosexuell angesehen, war der in Frage stehende Offizier mehr als schätzenswert — als der Verfasser zweier Bücher, in denen die gleichgeschlechtliche Liebe als etwas weniger gefährlich als die Verbrechen von Wahnsinnigen geschildert wird, war der gleiche Offizier nicht mehr tragbar. Der Kampf, den ich erwartete, hatte angefangen, und diese erste Schikane zeigte mir nur allzu deutlich, wie gemein er geführt werden würde.

Als ich nach meinem ersten Verhör, das vier Stunden gedauert hatte, in meine Unterkunft zurückkehrte, war bei mir alles durchsucht worden. Unter anderem fehlten verschiedene private Tagebücher mit ausführlichen Notizen und Bemerkungen. In einem dieser Tagebücher hatte ich über die Frau eines höheren Offiziers geschrieben: «Sie scheint für jede ihrer Persönlichkeiten ein anderes Gesicht zu tragen. Wenn sie nüchtern ist, versucht sie eine gute Mutter ihrer Kinder zu sein. Wenn sie betrunken ist, erinnert sie an jene Frauen, die hinter den Fenstern schäbiger alter Häuser sitzen und mit einem Geldstück ans Fensterglas klopfen, um die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu ziehen.» Von einem Offizier, der für seine bombastischen Reden bekannt war, hatte ich geschrieben: «Und doch scheint er besonders sorgfältig durch Korridore und auf dem Bürgersteig zu gehen, als ob er Angst hätte, dass jemand versehentlich auf ihn treten könnte.» Solche Bemerkungen, wenn sie auch rechtmässig in die Aktengräber des Marine-Intelligenzbüros gehörten, aber trotzdem in den geniesserischen Strom des Stützpunktklatsches gerieten, taten meinem «Fall» keinen guten Dienst.

Zu meiner Ueberraschung wurde ich nicht vom Dienst entbunden und mit dem nächsten Flugzeug in die Staaten zurückgeschickt. Statt dessen tat ich weiter meinen gewohnten Dienst, und mein Fall wurde in die Hände eines ehemaligen Gardeleutnants gelegt, der jetzt im Intelligenzbüro arbeitete und der mich in regelmässigen Abständen verhörte, oder wenn ein zusätzliches winziges Stückchen Information betreffs meines kommenden Verfahrens verschlüsselt übermittelt wurde. Es ist verständlich, dass sich zwischen jedem Mann, der unter dieser Anklage stand, und seinem Untersucher eine tiefliegende Antipathie entwickeln musste. Der letztere hatte öffentlich erklärt, dass er «um diese besondere Stellung nachgesucht hätte, weil er die Schwulen wie das Gift hasse». In meinem Fall kam hinzu, dass sich diese Antipathie schon am Tage meiner Ankunft auf dem Stützpunkt gebildet hatte.

Leutnant F. war einer jener Männer, der eine einigermassen wichtige Stellung (und Männer im Intelligenzbüro sind so wichtig wie alle anderen) so trug wie ein Backfisch seine ersten hohen Absätze — ziemlich wacklig, aber mit genauen Vorstellungen über ihre neue Wichtigkeit in der Welt der Erwachsenen. Er gehörte zu jenen Offizieren, der nach zwei Stunden an der Bar jedem willigen Zuhörer erklärte, wie man die Injektionsspritze dazu benutzen kann, um von einem schon verwesenden Leichnam noch brauchbare Fingerabdrücke zu bekommen oder ähnliche grausliche Details, die er von seinen Vorgesetzten aufgeschnappt hat. Er lebte nur zwei Türen von meinem eigenen Zimmer in der Unterkunft und gehörte zu jener Sorte von Nachbarn, die einen um 4 Uhr morgens aus tiefem Schlaf weckt, um den gesamten Alkoholvorrat des Kameraden zu borgen, damit das Trinken auf seiner eigenen Pokergesellschaft weitergehen kann. Aber nachher vergisst er und seine Art «Danke schön» zu sagen oder das Entliehene zurückzuerstatten. Ohne Oberschulbildung hatte er seine Bestallung zum Offizier im Krieg erhalten, als sie leicht zu erhalten war, und er war durch ein Hinterpförtchen, das ihm ein Freund von innen aufhielt, ins Intelligenzbüro geschlüpft — das war der Mann, der darum nachgesucht hatte, die Untersuchung in meinem Fall führen zu dürfen und diesen Auftrag auch erhalten hatte. Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass jegliche natürliche Bereitschaft meinerseits zur Zusammenarbeit im Keim erstickte. Er seinerseits war nicht nur entschlossen, mich der Homosexualität zu überführen, sondern mich darüber hinaus alles dessen anzuklagen, was er entdecken konnte und was seine private Vorstellung von Gut und Böse stören mochte. Zum Beispiel war er davon überzeugt, dass ich mit dem Kommunismus sympathisierte und zwar aus folgenden Gründen: a) meine Universitätspapiere zeigten, dass ich freiwillig Russisch gelernt hatte, b) ich besass Bücher von Koestler, Turgenjew und Gorki und hatte Schallplatten von Shostakovich und Mussorgsky in meinem Zimmer, c) ich zitierte gern kräftige Aussprüche von G. B. Shaw und d) ich gab zu, dass ich zur Unitarierkirche gehörte. «Jedermann weiss doch, dass die Unitarier ein Haufen von Atheisten und Handlungsreisende für die Bolschewisten sind . . .» Natürlich war diese Art logischer Folgerung genau so komisch für mich, wie sie für ihn enttäuschend war.

In dieser Sackgasse steckten wir vier Monate. Jedes Mal, wenn ich darum bat, in die Vereinigten Staaten und zu einem Marinepsychiater gesandt zu werden, behauptete er: «Ich habe ihn jetzt bald geschnappt, Chef, lassen Sie mir nur noch eine Woche Zeit und ich werde Ihnen ein volles Geständnis von ihm vorlegen. Namen, Anschriften, alles.» Lächerlich, wie dies alles heute in der Sicherheit meines eigenen Heims klingt — damals und in Uebersee, mit einem möglichen Armeestrafverfahren vor mir, in dem meine Offizierskameraden vermutlich so voreingenommen und rachsüchtig wie dieser Mann sein würden, hatte die Lage oft eine Kafka-ähnliche Atmosphäre, die es nicht immer leicht fiel zu zerstreuen.

Aber sein stärkster Punkt war mein persönliches Wissen um die Homosexualität, wie es sich aus meinen beiden Büchern ergab. Darauf kam er immer und immer wieder zurück.

«Sind Sie homosexuell?»

«Ich weiss es nicht. Vielleicht können Sie es mir sagen.»

«Waren Sie einmal homosexuell?»

«Ja, einmal.»

«Erzählen Sie mir Näheres.»

Schweigen.

«Warum haben Sie diese beiden Bücher geschrieben?»

«Um eine Erfahrung, einen geistigen Zustand festzulegen und zu klären.»

«Was für einen geistigen Zustand?»

Schweigen.

«Sind Sie heute homosexuell?»

«Ich weiss es nicht. Ich glaube es nicht, aber ich weiss es nicht. Lassen Sie mich doch einmal mit einem Ihrer Psychiater reden. Was der dann sagt, können wir dann ja als die Wahrheit nehmen.»

«Das hat nichts damit zu tun.»

«Das hat alles damit zu tun.»

«Wer unter Ihren Bekannten ist homosexuell?»

Schweigen.

«Kennen Sie den So-und-so?»

Schweigen.

«Welche homosexuellen Männer kennen Sie? Einerlei wer und wo?»

Schweigen. Vier Monate Katze und Maus. Und Schweigen.

Dann kam das Ende mit unerwarteter Schnelligkeit. Eines Abends, nach einem besonders temperamentvollen Verhör, kam er in der Offiziersmesse auf mich zu. Er war betrunken und fing an, mich zu beschimpfen. Er verlor mehr und mehr die Gewalt über sich selbst und schlug mir zuletzt ins Gesicht. Glücklicherweise und zu ihrem Entsetzen waren acht Zeugen anwesend. Ich notierte mir den Zeitpunkt und schrieb mir die Anschriften aller Anwesenden, einschliesslich der Barmixer, auf. Endlich hatte ich die Peitsche, die er gegen mich gebraucht hatte, nun selbst in der Hand, wenn mir auch die Hände noch gebunden waren.

Dem Militärstrafgesetzbuch nach hätte der Mann ein Verfahren wegen zweier Anklagepunkte erwarten können, falls ich mich entschloss, meine Klage dem Kommandeur des Stützpunktes einzureichen. Aber solche Männer haben Freunde, die so falsch sind wie sie selber. Deshalb entschloss ich mich zu einem Kuhhandel. Wenn er sofort aus dem Intelligenzbüro versetzt wurde, würde ich ihn nicht zur Anzeige bringen. Man einigte sich und zwei Tage später war ich in den Vereinigten Staaten zurück — und fand mich am Beginn von weiteren vier Monaten des Wartens.

Offenkundig mit dem Gedanken, mir genügend Seil zu geben, um mich selbst aufzuhängen, wurde ich zeitweilig an einen Stützpunkt in den Aussenvierteln einer grossen Stadt an der Westküste abkommandiert, wo ich viele Freunde hatte — heterosexuelle und homosexuelle. Man gab mir genügend Freiheit, sie so oft zu besuchen, wie ich wollte. Natürlich wurden alle meine Schritte sorgfältig überwacht.

Ich erklärte jenen Freunden, mit denen ich früher so lange erfreuliche Monate verbracht hatte, meine Lage. Im Genuss der Freude, mit der sie mich erneut im Stützpunkt begrüssten, lebte ich nun dasselbe Leben wieder, wie ich es vorher mit ihnen gelebt hatte . . . Abendstunden und Wochenenden in ihren Häusern oder zum Skisport in den Bergen, Abendessen und Theaterbesuche in der Stadt oder Teilnahme am Universitätsleben, Bälle — kurz und gut, jene Art Leben, wie ich es gern in einer grossen Stadt führe, in der ich viele gute Freunde habe.

Zur gleichen Zeit bereitete ich mit Hilfe ziviler Anwälte meine Verteidigung vor, um dem mir versprochenen Strafverfahren gegenüber gewappnet zu sein. Ich war entschlossen, alles daran zu setzen, nicht ins Gefängnis zu gehen.

Nach vier Monaten, und acht Monate, nachdem ich zum ersten Mal darum gebeten hatte, fand plötzlich meine erste Sitzung mit einem Marinepsychiater statt. Wir unterhielten uns ungefähr zwanzig Minuten, und er sagte mir, dass er bereit sei, mir einen Kompromiss anzubieten, eine «allgemeine Entlassung unter ehrenhaften Bedin-

gungen», die auf der einen Seite keine ehrenhafte Entlassung sei, aber auf der andern Seite kein medizinisches oder «Unerwünscht»-Stigma tragen werde. Es würde für keine Seite ein vollständiger Sieg sein, aber es würde mir die Riesenausgaben ziviler Verteidiger ersparen und eine mögliche Gefängnisstrafe als Ergebnis eines Verfahrens. Die Marine ihrerseits würde die Vorbereitung eines langwierigen Prozesses sparen, der ein Riesenaufgebot von Zeugen erfordern würde, und den möglicherweise unerfreulichen Widerhall in der Oeffentlichkeit, die ja nicht ausgeschlossen werden konnte. Meine Anwälte wiesen darauf hin, dass es ein sehr ungeschickter Schachzug von Seiten der Marine sein würde, mich auf Grund des Schreibens von Büchern zu verurteilen oder für Vergehen, die ich in meiner früheren Dienstzeit begangen haben mochte oder Schuld auf Grund meiner menschlichen Verbindungen vorauszusetzen. Auf der anderen Seite gab es möglicherweise Beweise, dass ich mich homosexuell betätigt hatte, und ich war in den Marinedienst zurückgekehrt, ohne meinen Vorgesetzten davon Kenntnis zu geben oder mich zu meiner Verfasserschaft zweier Bücher auf der gleichen Linie zu bekennen.

Ich nahm den Kompromissvorschlag an und an meinem 31. Geburtstag war ich wieder einmal Zivilist — klüger, aber trauriger, wie das Sprichwort sagt.

In der rückerinnernden Wertung dieses Jahres bin ich aus verschiedenen Gründen froh, diese Erfahrung durchlebt zu haben. Ich lernte aus erster Quelle die Stärke und Schwäche eines Systems kennen, gegen das ich für den Rest meines Lebens kämpfen musste. Merkwürdigerweise gewann ich damals ebenso treue Freunde wie unversöhnliche Gegner in der Marine, wenn auch die Zahl der erstgenannten von der der zweiten in den Schatten gestellt wurde.

Am wichtigsten war der Wandel meiner Einstellung der Homosexualität gegenüber. Zum ersten Mal in meinem Leben war es nicht mehr eine völlig persönliche Angelegenheit. Ob ich wollte oder nicht, so war ich doch in meiner eigenen Verteidigung gezwungen gewesen, die Rechte und Vorstellungen einer Minderheit von Hunderttausenden zu verteidigen. Indem ich mit ihren vielgesichtigen Tragödien, Hoffnungen und Zielen vertraut wurde, wurde mein eigener Fall nahezu unbedeutend. Für mich war die Homosexualität endlich zu etwas geworden, das in eine fortschrittliche Gesellschaft eingebaut werden konnte. Ob moralisch oder biologisch im Recht oder Unrecht — ich hatte erkannt, dass sie eine Angelegenheit war, mit der man sich beschäftigen sollte und musste, anstatt sie zu isolieren, ignorieren oder zu unterdrücken.

Das schmerzlichste Nachspiel dieser Episode war die Lösung meiner Verlobung mit Ellen. Denn ich musste ihr sagen: «Da ich erfahren musste, dass auch nur *ein* Schritt in dieser Richtung genügt, um mich in den Augen der Welt zu verdammen, und ich niemals eine Gelegenheit haben werde, ihn völlig tilgen zu können, würdest du meine Schande für den Rest unser beider Leben zu teilen haben!» Ich kannte sie gut genug, um zu wissen, dass ich dieser Frau oder ihren Kindern eine solche Forderung nicht stellen durfte.

Ein langer Weg lag noch vor mir.

(Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rudolf Jung.)